

Das Schwabenmädchel.

An einem Wäldchen neben der Landstraße hatten die Schirmflider mit ihrem Wagen Halt gemacht. Einige Knaben vom nahen Dorfe sahen den Männern zu, die im Schatten der Bäume saßen und arbeiteten, während zwei kleine Mädchen halb in Scheu, halb mit Bewunderung in den neuen Wohnwagen hineinschauten, wie es in dieser großen Puppenküche wohl aussehen möge. Vor dem niedlichen Herde darin stand ein Mädchen von über 20 Jahren beim Kochen, ein kleiner Knabe spielte an dem Vorhang, hinter dem die Betten standen. Jetzt kam das Mädchen mit einer Kanne die schmale Holztreppe herunter, sah die Gegend ab und ging dann auf den Gutshof zu, der über dem Tal auf halber Höhe lag.

Die Hofhunde bellten, der Hofbauer trat unter die Türe und musterte die Fremde.

„Könnte ich etwas Milch haben? Ich zahle gern, was Sie verlangen.“

„Sind Sie aus der Gegend?“

„Nein, wir halten da unten mit unserm Wagen!“

„Korbmacher?“

„Nein, Schirmflider!“

„So? Hm.“

„Wir haben ein Kind von zwei Monaten, wenn Sie nur einen halben Liter geben könnten“, sagte sie mit gut-

mütigem Ausdruck, daß der Mann schließlich sein Mißtrauen aufgab.

„Kommen Sie, fragen Sie meine Frau“, sprach er und ging mit ihr zur Bohnküche. Die Gutsfrau stand an der Teigschüssel, der Mann stopfte sich die Pfeife, der siebzehnjährige Sohn, ein Student in Ferien, hatte gerade sein Frühstück beendet. Die Frau hörte das Mädchen an und sagte dann: „Nun ja, so ein kleines Würmchen kann man nicht verhungern lassen; aber Sie müssen warten, ich kann nicht vom Teig weg. Sehen Sie sich!“

Die Fremde war gleich gesprächig: „Sie wohnen schön da oben,“ begann sie, „so möchte ich auch wohnen!“

„Es würde Ihnen bald langweilig werden auf dem einsamen Hof“, meinte die Frau.

„O nein, ich bin auch aus einer Bauernfamilie im Schwäbischen.“

„Wie kommen Sie da zu den Herumziehern?“

„Die Leute sind über Winter zu Hause und wohnen neben uns. Als sie im Frühjahr auf die Wanderung gingen, nahmen sie mich mit.“

„So gehören Sie nicht zur Schirmflückerfamilie?“

„Nein, als ich im Winter der Frau klagte, daß ich es zu Hause nicht mehr aushalten könne, ermunterte sie mich, mit ihnen zu ziehen, sie bräuchten jemanden zum Kochen.“

„Warum gefiel es Ihnen nicht zu Hause?“

„Unsere Mutter ist vor zwei Jahren gestorben, mein älterer Bruder im Kriege gefallen, ich mußte als Älteste den Haushalt versorgen und dem Vater bei der Feldarbeit helfen. Darüber wäre ich zugrunde gegangen. Mein Vater war immer gleich grob, wenn ich nicht zugreifen konnte wie ein Mann, wenn es beim Heuladen nicht rasch genug ging und ich beim Kartoffelhaufen hinter ihm zurückblieb.“

Er ist eben auch fränklich und darum immer mißmutig. Es war kein Sonn-, kein Ruhetag bei uns, immer Arbeit, nur Arbeit und keine Hoffnung, daß es einmal besser würde. Ich hielt solange aus, bis meine jüngere Schwester aus der Schule kam.“

„Hätten Sie sonstwo keine Stelle bekommen, als gerade bei den Herumziehern?“

„Doch; ich habe ja die Handelsschule besucht, die Prüfung dort gemacht und war schon ein Jahr lang Buchhalterin in einem Geschäft.“

„Und blieben nicht?“

„Wie hätte ich bleiben können, meine Nerven hielten es nicht aus! Denken Sie nur, Tag für Tag Zahlenreihen zusammenzählen, wo es im Kontor ein- und ausging und immer laut verhandelt wurde. Wenn ich aussah, stand mir eine ruhige Wand gegenüber und ein Haufen alter Kisten. Wer hält das aus? Da ging ich lieber wieder nach Hause, wo ich doch wenigstens in die freie Natur kam und den hellen Himmel über mir sah.“

„Gefällt es Ihnen denn bei den Schirmflidern?“

„Recht gut; meine Nerven sind schon besser geworden. Ich habe den Sommer über fast immer im Freien geschlafen, jede Woche kommen wir in eine andere Gegend, heute halten wir im Tal, morgen auf der Höhe und immer freue ich mich vorher auf das neue Land, in das wir kommen werden. Je weiter es geht, desto lieber ist es mir, die Welt ist so schön!“

„Aber — Sie müssen doch auch an Ihre Zukunft denken?“

Da wurde sie nachdenklich und sagte mit einem Seufzer: „Ich denke immer daran, aber ich kann nicht anders. Mir ist, als müsse ich meinem Glücke entgegenwandern, als müsse es irgendwo in der Welt ein schönes Plätzchen

geben für mich, wo ich bleiben könne. So ein armes Mädchen wie ich muß eben sein Glück draußen suchen, wenn es zu Hause nicht vertrauern will.“

„Wollten Sie nicht zu Hause heiraten?“

„Zweimal hätte ich es schon tun können und wollte nicht; die jungen Leute taugen heute nichts mehr. Ich habe einen jüngeren Bruder, der mit 17 Jahren schon verstorben ist und nichts mehr arbeiten will. Sie denken alle nur an Fußball und Sport, riechen nach Zigaretten und wollen zudringlich werden, wenn man in ihre Nähe kommt. Wie soll man vor ihnen Achtung haben können?“

„Hörst du, Alfons!“ sagte der Bauer zu seinem Sohne, indem er die Pfeife ausklopfte, „das Mädchen sagt euch die Meinung. Sie haben ganz recht, Mädels, da sieht auch so einer, der seine Gedanken mehr beim Sport hat als beim Studium.“

Der Sohn brütete stumm in die Zeitung, und als wollte ihm das Mädchen weitere Beschämung ersparen, fuhr sie weiter: „Mein älterer Bruder war anders. Er hat allein das Feld bestellt, als der Vater krank war, hat sich für sein Geld nur Dinge gekauft, die er später gebrauchen konnte, eine Hobelbank und Werkzeuge, daß er arbeiten konnte wie ein Wagner oder Schreiner.“

„Hörst du, Alfons!“

Dieser machte äußerlich ein mißmutiges Gesicht, aber innerlich lauschte er mit Spannung dem, was das Mädchen erzählte, vom Wandern, von der weiten Welt und all dem Schönen, das es darin zu sehen gäbe. Er bewunderte heimlich das Mädchen, das so kühn Schule, Haus und Beruf im Stiche ließ, um die Welt zu sehen. Und er saß hier gefangen. Die Fremde erzählte weiter von ihrem Bruder: „Er ist als Freiwilliger in den Krieg. Ich habe oft an ihm gebettelt, er solle mir doch draußen

im Felde bei der Verwaltung eine Stelle besorgen, sei es in Belgien, in Polen oder Rußland. „Das ist nichts für dich, Schwesterle“, sagte er, und ich wäre doch so gern in die Welt hinaus, am liebsten ins weite Rußland; nach Frankreich zog es mich noch nie.“

„Warum nicht?“

„Weiß selbst nicht, obwohl unsere Ahnen dorthier stammen. Sie sind vor vielen Jahren dort vertrieben worden. Wir heißen de Bouillon, sind von altem Adel, nur weiß mein Vater weiter nichts darüber; könnte ich Französisch, ich würde in den Chroniken nachsehen.“

„So kommt daher Ihr unruhiges Blut?“ sagte der Bauer, während Sohn und Mutter das Mädchen von der Seite betrachteten, ob man ihr den Adel nicht ansehe. Der Sohn fand wirklich, daß sie schön sei trotz einer kleinen Zahnücke, daß ihre Augen so hell und rein waren, wie er noch selten Mädchenaugen gesehen hatte, der Mutter fiel das blonde Haar und die weiße, feine Gesichtsfarbe auf. —

„Das Wanderblut kommt von meiner Mutter“, fuhr das Mädchen fort, „ich habe gar nichts an mir von einem Franzosen, bin ganz ein Schwabe. Die Verwandten meiner Mutter sind alle draußen in der Welt, in der Schweiz, in Siebenbürgen, Argentinien und Nordamerika. Es liegt im Blut, ich kann nichts dafür. Am liebsten ginge ich nach Norwegen.“

Es liegt im Blut, das dachte auch der Junge, der in seiner Phantasie die Schönheit der weiten Länder sich ausmalte und in seiner Begeisterung sich so weit vergaß, daß er die Erzählerin, die er bisher nur hie und da von der Seite angesehen hatte, unterbrach mit der eifrigen Frage: „Nach Norwegen?“

„Ja, nach Norwegen“, sagte sie und sah ihn dabei so fremd, fast geringschätzig an, daß er sich seiner Frage schämte.

Das geschieht dir recht! dachte der Vater, die Mutter fragte weiter: „Warum gerade dorthin?“

Da machte sie eine Pause, spielte an der Milchkanne, ward etwas verlegen und suchte nach Ausdruck. Dann warf sie den Kopf zurück, zog die Augenbrauen zusammen und sagte fest und sicher: „Dort wohnt der einzige Mann, den ich heiraten könnte, ein Mann, wie er heute nur selten zu finden ist.“

„So?“ fragte die Mutter gedehnt und neugierig, aber das Mädchen fuhr fort, als müsse es seinen Ausspruch bekräftigen: „Nur eine Frau hat er in seinem Leben gern gehabt, seine Mutter, und sein größter Schmerz ist heute noch, daß sie starb, ohne daß er bei ihr sein konnte. Jetzt steht er allein in der Welt und sucht sich Trost in seiner Kunst.“

„In seiner Kunst?“

„Ja, er ist Künstler, ein berühmter Schauspieler; zurzeit ist er bei einer Filmgesellschaft verpflichtet, die in Norwegen große Naturaufnahmen für ein Kinodrama macht. Die Natur ist dort so großartig, so schwer und ernst und doch so erhebend, daß man meint, das Herz müsse einem zerspringen. O, ich liege oft stundenlang in der Nacht wach im Freien, sehe in den tiefen Sternenhimmel hinein, denke mir unsere Berge als Norwegens Felsen, die aus dem Meere zum Himmel aufragen und höre aus den Bäumen das Rauschen des großen Ozeans, daß es mich innerlich ganz erschauert.“

„Woher wissen Sie das alles?“

„Ich sah es im Kino.“

„Wo lernten Sie den Schauspieler kennen?“

„Auch im Kino; er spielt meist die Hauptrollen in großen Dramen.“

„Schreibt er Ihnen öfter?“

„Nein,“ sagte sie kleinlaut, „Künstler schreiben nicht gern.“

„Wissen Sie denn, ob er Sie heiraten möchte?“

„Ach, das ist's ja eben, nichts weiß ich, darum muß ich so unruhig umherziehen.“

„Wann haben Sie denn zum letzten Male mit ihm gesprochen?“

„Noch nie: ich sah ihn nur im Kino.“ Sie seufzte.

Die Mutter sank auf einen Stuhl, der Bauer ließ die Pfeife aus dem Munde fallen, der Sohn riß die Augen auf und saß steif und aufrecht da.

„So kennen Sie ihn sonst gar nicht?“

„Ach nein, er weiß nichts von mir.“ Traurig setzte sie bei: „Was ich von ihm weiß, las ich im Kinozettel.“

Mitleidig ruhten die Augen der Frau auf dem Mädchen, der Mann sah in Gedanken zum Fenster hinaus über das Tal, der Sohn stand auf, schlich sich zur Türe hinaus und warf sich draußen unter einem Baume ins Gras. —

„Vielleicht werde ich doch noch zu ihm kommen im schönen Norwegen“, sagte das Mädchen mit den hellen Augen zu der Frau, als es den Hof verließ.

„Wollte Gott“, seufzte diese und sah dem Mädchen kopfschüttelnd nach.

Draußen unter dem Nußbaum lag der Sohn, ein junger Pfälzer, dem auch ein gut Teil schwäbisches Blut in den Adern floß, und träumte in den Laubschatten hinein vom schönen Norwegen, von Felsen und Meer, von Gottes weiter Welt, von einem freien, friedlichen Vaterland, von einer großen Zukunft, von einer Zeit, wie sie früher

einmal gewesen. Hörte er nicht die Stimme des Geschichtsprofessors?

„O deutsche Jugend! So warst du immer. O deutsches Vaterland, du Schwabenland! Wie oft hat man dich betrogen, wie oft hast du dich selbst betrogen?

Und doch muß man dich lieb haben, du Land der Träumer, muß eine Träne im Auge zerdrücken, wenn man dich in die Zukunft ziehen sieht, arm und hilflos.

Wann wird dein großer Traum sich erfüllen?“

Der Junge seufzte. Mitten in seinem Hindämmern mußte er immer wieder an das Mädchen mit den hellen Augen denken, das so arm in die Welt hinauszog und dessen ganzer Reichtum ein Traum war.

